

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: An der Wende
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571429>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

An der Wende.

Noch nie erlebte man ein solches Neujahr; denn diesmal bedeutete Jahreswende Zeitenwende, und als Wissende taten wir den großen Schritt. Eine Welt ist zusammengebrochen. Eine neue soll erbaut werden unter unsern Augen und durch Kräfte, an denen auch wir teilhaben, und der Glaube zeigt uns über das beängstigende Chaos des Augenblicks hinweg diese neue Welt im Lichte eines freieren Menschentums.

Das Schicksal hat die Schweiz der Verantwortung für die furchtbaren Geschehnisse der vergangenen Jahre enthoben. Wir standen außerhalb, als das Blutgericht sich schürzte und als der Zusammenbruch erfolgte; nicht einmal der Anteil des Herzens oder des urteilenden Verstandes wollte man uns gestatten, sondern allein die schöne Rolle des Trösters uns zubilligen: wir durften Wunden heilen, die andere geschlagen, denen Obdach geben, die andere aus der Heimat vertrieben, dort Nahrung spenden, wohin andere den Hunger geschickt hatten. Und wir durften auch dann geben, als wir längst nicht mehr aus der Fülle schöpften, sondern wo es galt, vom karg Bemessenen noch mitzuteilen. Nun aber, da sich die neue Welt bilden will, zeigt es sich, daß wir doch nicht dermaßen abseits standen, wie es schien; denn der Grundriß, der den neuen Staatsgebäuden dienen soll, gleicht wunderbar demjenigen, darauf unsere Väter das Schweizerhaus gründeten. Diese Wahrnehmung und die Tatsache, daß andere Nationen in Qualen des Weltuntergangs sich erringen müssen, was wir seit Jahrhunderten besitzen, könnte unsern Republikanerstolz mächtig ansachen, wenn nicht andererseits just diese Zeiten uns allzusehr zum Bewußtsein gebracht hätten, wie fern wir immer noch — oder wiederum — den letzten Zielen stehen, denen unsere Demokratie zugewendet ist. Wir haben es unter Schmerzen erfahren müssen, daß weder unsere nationale noch unsere politische Einheit der Zersekung der Kriegs- und Siegespsychose und der fremden Klassenverhetzung völlig standzuhalten vermochte. Diese Erfahrung mußte uns wohl Demut lehren; aber sie

hat auch Erkenntnis gebracht, und Erkenntnis ist Weg und halbe Tat. Wir wissen jetzt, wessen es bedarf, damit wir das einzige Volk von Brüdern, das wir einst zu sein wähten, auch wirklich werden — in nationaler und politischer Beziehung. Die furchtbare Zeit hat nicht allein die Abgründe aufgedeckt, die Rassen und Klassen trennen, sie hat auch gezeigt, wo sich Brücken schlagen lassen, und als der fremde Klassenkampf in unser Volkstum eindringen wollte, erwies sich die Verbrückung der Rassen bereits als tauglich zum Widerstand.

Aber Erkenntnis allein genügt nicht. Es sollen ganze Taten geschehen, und die Stunde muß genügt werden, wenn wir uns dem neuen Weltgebäude einig und stark als ein Ganzes und Eigenes einfügen wollen. Die Vorbedingung aber für jede erlösende Tat ist der Wille zum Verständnis. Wir müssen uns immer mehr entgegenkommen, Deutsch und Welsh, wenn wir zur Kraft der Nation erstarken wollen und wenn unsere kulturelle Eigenart Bedeutung gewinnen soll, und wir müssen den Schritt wagen über jegliche Schranken der Partei, der Gesellschaft, des Geschlechtes hinweg, wenn wir den Sinn der Demokratie ganz erfassen wollen. Wir müssen einsehen lernen, daß nicht allein die fremden, von außen hereingetragenen Ideen der Klassenherrschaft sich am Geist der Demokratie versündigen, sondern daß jeder es tut, der für sich, für seine Partei oder sein Geschlecht Ausnahmen verlangt. Und diese Einsicht muß zu Taten führen. Wir dürfen uns nicht länger bei unsern alten republikanischen Gepflogenheiten beruhigen. Die Stunde fordert die Vertiefung des demokratischen Gedankens und seine letzte Ausklärung, sie heißt eines jeden offenes Bekenntnis zur Ganzheit und Einzigkeit des Schweizertums, sie heißt das ehrliche, unbedingte Zusammenwirken aller Kräfte, der politischen, sozialen und kulturellen.

Unter diesem großen Zeichen treten wir in das Jahr 1919.

Wenn die Zeitschrift, die den Namen der Schweiz sich als Programm an die

Stirne geschrieben hat, dieses Zeichen betrachtet, möchte sie etwas wie ein kleiner Stolz ankommen. Hat sie nicht seit mehr als zwanzig Jahren in diesem Zeichen gewirkt und war nicht Pflege und Festigung unserer kulturellen Eigenart von Anfang an ihr vornehmstes Ziel? Und wenn sich heute der Schweizer in ganz anderem Maße seines Volkstums, seiner natürlichen und künstlerischen Eigenkräfte bewußt ist als vordem, kommt nicht auch ein Teil dieser Errungenschaft auf Rechnung der unermüdlchen Vermittlerin geistiger Güter? Aber die Zeit hat nicht Raum für eitle Selbstzufriedenheiten. Auch die „Schweiz“ weiß, daß bei ihr Wollen und Vollbringen nicht immer in einem lagen, und sie weiß, daß auch für sie die Forderung der Stunde gilt, die heimischen Kräfte noch zielbewußter und inniger zu sammeln. Welsch und Deutsch

sollen auch vor ihr immer weniger als Zweifeln gelten, und wenn die Zeitschrift von nun an auch der Frau einen Sprechsaal gönnen will, so soll dies weniger zur Wahrung weiblicher Sonderinteressen geschehen als vielmehr, um die Einheit zu stärken und mitzuhelfen bei der Niederlegung der Schranken, die, längst zermürbt, immer noch zwischen den Geschlechtern stehen.

Die Bilder der beiden Großen, die symbolisch über dem Jahre 1919 stehen, behaupten nicht umsonst die Spitze unserer heutigen Nummer. Auch für uns soll in kommenden Zeiten der Geist Zwinglis und Kellers als der mächtigen Träger des schweizerischen Staats- und schweizerischen Kulturgedankens Symbol sein. Möge unserem Willen und der Tat unserer Mitarbeiter am Werk sich Wille und Tat unserer Leser einen!

Zwinglis religiöse Eigenart.

Ansprache, gehalten in der Peterskirche in Zürich bei der Zwinglifester der Universität am 5. Januar 1919.

Als im vergangenen Jahrhundert die schweizerischen Kirchen die dritte Säcularfeier der Reformation festlich begingen, klang durch Rede und Ansprache, Predigt und Festspiel allüberall das Bewußtsein der Einheit und Gemeinsamkeit hindurch. Fast wie ein Aergernis wurde die Spaltung in Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten empfunden; über den „Ansichten Luthers, Zwinglis und Calvins“ sollte das „ewige Evangelium“ als Einheitsbasis stehen. Der junge Jeremias Gotthelf, der Pfarrvikar Albert Bihius in Herzogenbuchsee, setzte in einer reizenden Plauderei die Reformatoren im Himmel an einen Tisch und ließ sie sich gegenseitig ihre Eigenart und Eigenwilligkeit abbitten; alle Besonderheit und Individualität, sei es der Persönlichkeiten, sei es der Länder, wurde als traurige Zerrissenheit beklagt. Die Einheit hatte die Vielheit erwürgt.

Es mutet uns heute fast wie ein Märchen an, wenn damals ein St. Galler die Verwirklichung jener Menschheitsverbrüderungshoffnung ausgerechnet auf das Jahr 1919 erwartete, wo die brutale Wirklichkeit der Dinge das genaue Gegenteil, den jähen Riß in der Völkerwelt,

offenbart — selten ist ein Zukunftsprophet so zum Narren geworden!

Aber es wäre verfehlt, mit diesem Bruch des Einheitsbewußtseins lediglich das Schuldkonto des gegenwärtigen Weltkrieges zu belasten. Es hatte sich längst zuvor differenziert und zergliedert, wenn nicht gar aufgelöst. Die Faktoren, die es schufen und bedingten, die Aufklärungsidee von der einen, natürlichen Menschheitsreligion, die Romantik mit ihrem Schwärmen für die mittelalterliche Einheitskultur, der Idealismus, der der ganzen Welt den Ruf wahrheitsbegeisterter, harmonischer Einheit ausdrücken wollte, und endlich die als Tatbeweis damals empfundene preußische Union von 1817 zwischen Lutheranern und Reformierten waren längst aus ihrer Vormachtstellung verschwunden. Geistesgeschichtlich wurde die ideale aprioristische Ideenkonstruktion ersetzt durch die exakte historische Methode, die ihren stärksten Impuls von der Naturwissenschaft empfing: Tatsächlichkeit trat an die Stelle idealer Hoffnung. Und Tatsächlichkeit bedeutete Erkenntnis des Einzelnen gerade in seiner Vereinzelung; Unterschiede und Eigenart traten heraus,